VII. CAPITEL.

Die Taborstrasse.

Seit den ältesten Zeiten wird die **Taborſtraße** als die eigentliche »Haupt- und Commercial«-Strasse des „**Unteren Werds**“ betrachtet, und die vielen Gast- und Einkehrhöfe, von denen die meisten urkundlich schon im XVI. und XVII. Jahrhundert hier bestanden, geben Zeugniss von der Wichtigkeit dieses Strassenzuges und von dem regen Verkehre, der hier von jeher mit Böhmen und Mähren unterhalten wurde. Eine Ansicht **Daniel Suttingers** aus dem Jahre 1683 ***sub Figur 37***[1]) dürfte zu den interessantesten und zugleich ältesten gehören, die uns mit der Physiognomie dieser Strasse bekannt machen. Auch die weiter westlich gelegene Ufergegend gegenüber dem kleinen **Fiſcherthürchen** ist uns in Suttingers Ansicht erhalten geblieben. Das Bild ***sub Figur 38*** zeigt uns die rückwärtige Ansicht jener unansehnlichen Gehöfte, an deren Stelle heute der mächtige Schöllerhof sich befindet[2]). In vollständig ausgebautem Zustande mit allen ihren Seitengassen sehen wir die Taborstrasse zuerst im **Gradual-Buche** (genannt „*Lustra decem Coronae Vienensis seu Suburbia*“) abgebildet[3]). Diese Ansicht des unteren Werds wurde bereits sub Figur 1 auf Seite 12 und 13 gezeigt[4]).

---

[1]) **Daniel Suttinger**, curfürstlich sächsischer Artillerie-Oberhauptmann und Ingenieur, liess im Jahre 1683 zu Dresden ein Werk unter dem Titel: „**Erſatz der kaiſ. Haupt- und Reſidenzſtadt Wien in Oeſterreich**“ im Drucke erscheinen und legte zwei Ansichten der »Stadt« und »Vorstädte« von der Süd- und Nordseite bei. Auf dem einen dieser beiden Blätter ist auch das Datum **1. Jänner 1683** beigefügt, woraus hervorgeht, dass die Aufnahme noch vor der zweiten Türkenbelagerung gemacht wurde. Das Bild sub Figur 37 ist einem Theile jener zweiten Ansicht entnommen, welche die Nordseite behandelt. Beide Blätter wurden von Albert R. v. Camesina copirt und im VIII. Bande der Berichte und Mittheilungen des »Wiener Alterthums-Vereines« (Wien 1865) veröffentlicht. Wir sehen im Bilde die Taborstrasse mit der Aussicht gegen die Stadt. Die schmalen Häuser mit den hohen Spitzdächern und den kleinen Fenstern und Aufzuglöchern lassen den Charakter und die Bauweise des XVII. Jahrhunderts kaum verkennen. Rechts im Bilde sehen wir bereits das Gasthaus „**Zum ſchwarzen Adler**“ (am Schilde erkennbar) und diesem gegenüber, ebenfalls ein Wirthshausschild. Am unteren Theile der Strasse links befinden sich gleichfalls mehrere Einkehrhöfe, die an ihren weiten Einfahrtsthoren erkennbar sind. Die der Schlagbrücke gegenüber liegenden Festungsmauern mit ihren Bastionen, Ravelins und kleinen vorspringenden Thürmchen, stammen aus der Restaurirungs-Epoche Ferdinands I.

[2]) Die hier im Bilde befindlichen Wohn- und Wirthschafts-Gebäude, die alle mit der Hauptfront dem Donau-Ufer zugekehrt sind und die sich nicht über den zweiten Stock erheben, besitzen durchgehends grosse Hofräume und weitläufige Gärten.

[3]) Dieses interessante illustrirte Werk wurde von **Dolfin** in lateinischer Sprache verfasst und im Jahre 1734 in Wien bei **Ghelen** gedruckt. Da es 10 Decennien umfasst, so hält es sowohl im Texte wie in den Abbildungen den Zeitraum von 1634 bis 1734 fest, und das letztgenannte Jahr ist auch zugleich das Jahr der Herausgabe. Es ist das einzige Werk, welches uns sämmtliche Vorstädte aus jener Zeit zur Anschauung bringt.

[4]) Wir finden in diesem Bilde die Taborstrasse ihrer ganzen Länge nach von der »Schlagbrücke« bis zum „Mauthschranken« (am sogenannten „**Tabor**“) bereits ausgebaut. Die fünf Seitengassen, die gleichfalls auf diesem Bilde links ersichtlich sind, stimmen mit den heutigen Strassenzügen: Sperlgasse, Tandelmarkt-, Haid-, Grosse Pfarrgasse und Augartenstrasse überein. Es fehlten sonach nur noch folgende Gassen: die Negerlegasse, die ihr Entstehen erst der neuesten Zeit durch Zerstückelung mehrerer Hausgärten verdankt und sich auch im Jahre 1842 durch

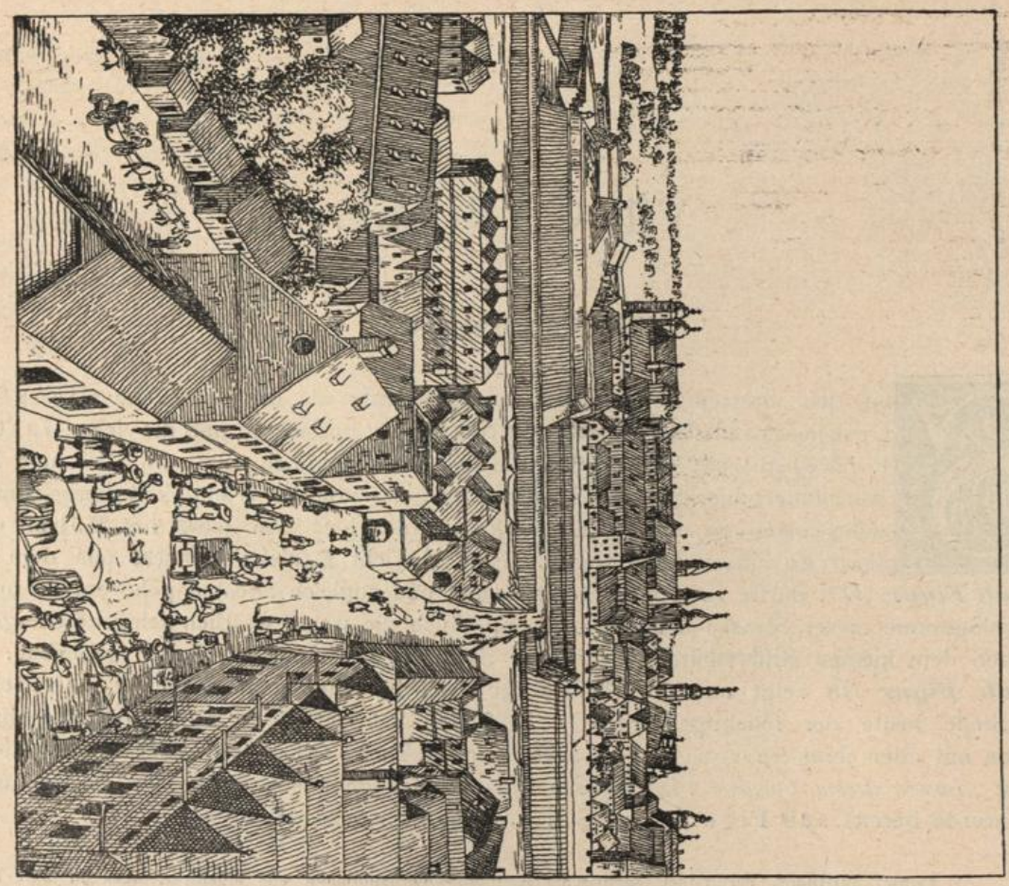

Fig. 37. Die Taborstrasse im Jahre 1683.

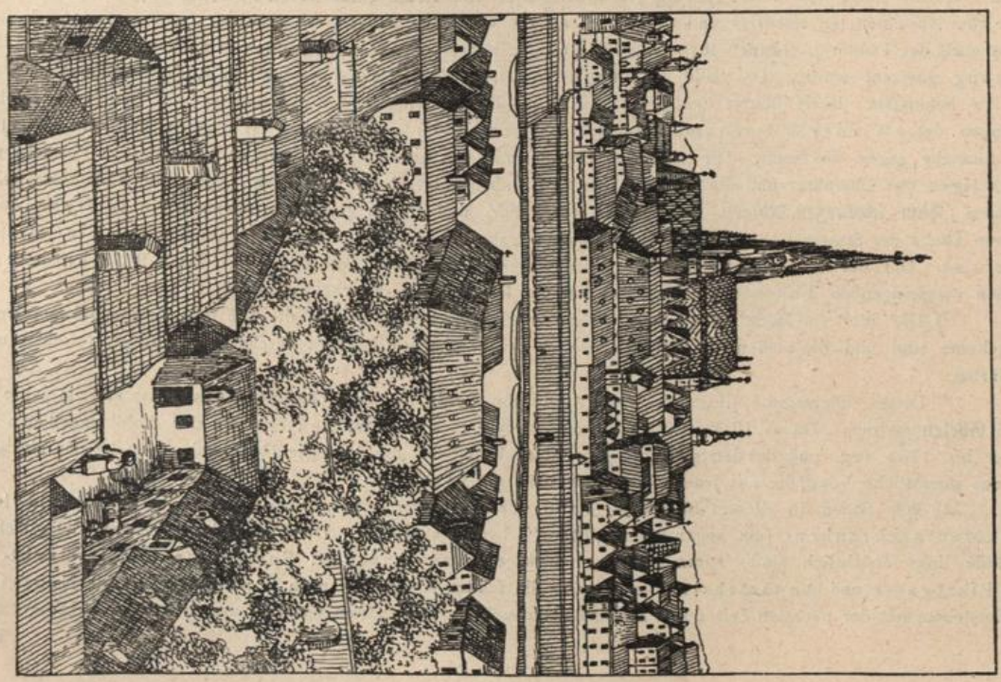

Fig. 38. Die Häuser der Leopoldstadt im Jahre 1683 (gegenüber dem Fischerthürl).

Bis zum Jahre 1670 wurde das ganze Inselland mit dem Namen „**Unterer Werd**" bezeichnet. Erst in diesem Jahre, als nämlich Kaiser Leopold I. die alte »Judenstadt«[1]) aufhob, an der Stelle der Synagoge die Leopolds-Pfarrkirche erbauen, die einzelnen Judenhäuser an Christenfamilien verkaufen und das ganze Juden-Viertel mit dem »Unteren Werd« zu einem Ganzen vereinigen liess, gab man dieser Vorstadt zu Ehren des Kaisers Leopold I. den neuen Namen »Leopoldstadt«, und die Gemeindevorstehung bediente sich seitdem eines eigenen „**Grundsiegels**", und zwar des Wappens des **Markgrafen Leopold des Heiligen**, wie dies noch heute der Fall ist. Das Bild ***sub Figur 39*** zeigt uns das Gemeindesiegel (*Sigillum Leopoldinum*[2]). — Mit der Auflassung der alten Judenstadt war für die bessere und schnellere politische Entwicklung des Gemeindewesens Vieles gewonnen. Der Magistrat von Wien suchte die Judenhäuser mit christlichen Bewohnern zu versehen und bot die einzelnen Gebäude um sehr mässigen Preis zum Verkaufe aus. Die alte **Synagoge**, das **Judenspital** und das israelitische **Studierhaus** wurden zuerst an Private hintangegeben[3]),

Fig. 39.

Grundsiegel der Leopoldstadt.

Abbruch mehrerer Häuser einen neuen Strassenzug gegen die Obere Donaustrasse (unter dem Namen Lilienbrunngasse) erzwang; die Carmelitergasse, weil hier noch die **Klostergärten der Carmeliter** sich befanden, und die Kleine Pfarrgasse, die man in ihrer Fortsetzung Rauchfangkehrergasse benannte, welch letzteren Namen man aber bei Gelegenheit der neuen Häuser-Numerirung wieder aufliess. Auch die fünf Seitengassen rechts sind mit den heutigen Strassenzügen Glockengasse, Schmelzgasse, Rothe Sterngasse, Novaragasse und Franz Josefstrasse identisch. Es fehlen sonach nur noch die Hafnergasse, damals mit Häusern besetzt, Konrad-, Darwin-, Volkert- und Lessinggasse, an deren Stelle grosse Gärten standen. Die heutige Nordbahnstrasse konnte noch keine eigene Gasse bilden, weil nur auf einer (der Stadt zugekehrten) Seite Häuser standen.

[1]) Die damalige Judenstadt war sehr ausgebreitet und umfasste sämmtliche in der Sperlgasse, dann alle an der rechten Seite der Taborstrasse, von der heutigen Carmeliter-Kirche bis zur Augartenstrasse, gelegenen Häuser (einschliesslich der kleinen Pfarr- und Rauchfangkehrergasse), dann jene in der Schiffamtsgasse bis zur oberen Donaustrasse und von da vom Scharfen Eck (einschliesslich der Grossen und Kleinen Schiffgasse) bis zur heutigen Kleinen Ankergasse und von hier aufwärts wieder bis zur Sperlgasse, so dass das Ganze beinahe ein vollständig geschlossenes Viereck bildete und folgende Strassen in sich schloss, u. zw.: die Sperlgasse, Taborstrasse (der linken Seite), Tandelmarkt-, Haid-, Grosse und Kleine Pfarrgasse, Rothe Kreuzgasse, Augartenstrasse, Zuchthausgasse, auf der Haid, Schiffamtsgasse, endlich Grosse und Kleine Schiffgasse.

[2]) Das Bild stellt den **Markgrafen Leopold den** IV., **den heiligen**, dar, mit dem markgräflichen Habit angethan, am Haupte die Krone mit dem Heiligenschein geziert, in der Rechten die Fahne mit den fünf Adlern und in der Linken eine Kirche haltend. Dieses Siegel weicht jedoch von dem eigentlichen Original-Wappen (wie sich Leopold IV. desselben in der Zeit von 1096—1136 bediente) wesentlich ab. Auf dem alten Original-Siegel erscheint Leopold IV. zu Pferde mit dem Panzerhemde angethan und mit Panier und Schild bewaffnet. Es hätte daher das markgräfliche Oberkleid wegbleiben können, auch wurden die »fünf Adler« erst von Rudolf IV. in seinem Siegel aufgenommen. Die Kirche, welche Leopold in der Linken hält, bezieht sich auf die Gründung des Klosterstiftes zu Klosterneuburg. Die Veranlassung zu diesem Kirchenbaue wird verschieden angegeben und ist durch Urkunden nicht zu erweisen, weil schon in den ältesten Zeiten das Klosterarchiv, bei Gelegenheit eines ungeheuren Brandes, ein Raub der Flammen wurde; doch die schönste und bekannteste Sage (sie gehört zu den poetischesten Märchen unseres Volkes) ist folgende: Leopold benützte nämlich die Ruhe, welche sein Land genoss, um sich eine prächtige Burg am Kahlenberge zu erbauen. Im Jahre 1106, acht Tage nach der Vermälung mit der schönen Agnes, Witwe nach Herzog Friedrich von Schwaben, führte er seine neue Gemalin in das Residenzschloss auf den Kahlenberg. Die lauen Winde führten zufällig ihren Kopfschleier hinweg, und erst neun Jahre darauf, nämlich am 31. Mai 1114, soll unser Markgraf denselben im Walde, am Fusse des Kahlenberges (wo er sich auf der Jagd befand) auf einem Hollunderstrauche gefunden und dies für einen Fingerzeig genommen haben, dass er die von ihm angelobte Erbauung einer Kirche auf diesem Platze vollziehen solle.

[3]) Nach den noch bestehenden Urkunden stand die **alte Synagoge** in der Grossen Pfarrgasse, schief gegenüber der **neuen**. An die Stelle der **neuen** wurde die Leopold-Pfarrkirche erbaut, und das alte Bethaus gelangte zuerst an die Tuchhändler Johann Ernst Zirggo und Ernst Josue Peny und später an Zirggo allein. Seither wechselten die Besitzer häufig. Im Jahre 1684 war der kaiserliche Historiograph **Joh. Baptist Comazzi**, im Jahre 1711 **Joh. Franz Ritter v. Kirchstetter**, k. k. Hofkammer-Rath, 1737 Bindermeister **Johann Klein**, 1770 **Franz Baader**, k. k. Kriegszahlamts-

die **Judenrichter** aufgelassen und für die Leopoldstadt eigene Gemeinde-Richter mit vier Geschworenen bestellt[1]).

Nur die Jägerzeile *(Vicus Venatorum)* hat ihre eigene Gemeinde-Vertretung und ihr eigenes **Grundsiegel**; sie hiess in früheren Jahren „**Venedigerau**" oder „**unter den Felbern**" und wurde als ein eigener Grund betrachtet, dem ein selbständiger Richter beigegeben war. Wie das Bild ***sub Figur 40*** zeigt, bestand das Wappen aus einem »Hirschen« mit einem »Kreuze« zwischen den Geweihen[2]).

Fig. 40 Grundsiegel der Jägerzeile.

Von den vielen historisch interessanten Häusern dieser Strassen verdienen folgende besonders genannt zu werden, und zwar von der Schlagbrücke aufwärts zur rechten Seite:

Das sogenannte „Schwanenhaus" Nr. 320 (neu 4)

war noch im Jahre 1824 ein beliebtes Gast- und Einkehrhaus mit dem Schilde: „**Zum weißen Schwan**" und der Wirth, Friedrich Jung, zeichnete sich durch grosse Popularität aus. Er war schon im Jahre 1809 im Besitze dieses Hauses, als die Franzosen zur Zeit der zweiten Invasion dasselbe zum Angriffspunkte ihrer Plünderungen machten, angeblich weil aus einem der Fenster des ersten Stockwerkes auf französische Soldaten geschossen worden sei, in Wirklichkeit aber, weil Friedrich Jung und seine Frau Amalie im Rufe eines bedeutenden Vermögens standen. Zum Glücke machten die bereits am selben Abend publicirten Friedensverhandlungen und das Aushängen der weissen Fahne von den Basteimauern allen weiteren Feindseligkeiten ein Ende[3]).

Das Haus „Zum weissen Rössel" Nr. 321 (neu 8)

war noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein bescheidenes zweistöckiges Einkehrhaus und wurde im Jahre 1808 von dem damaligen Gasthofbesitzer Philipp Bosch von Grund aus neu aufgebaut und um ein Stockwerk erhöht; im Jahre 1839 ging es in den Besitz des Franz Schiessl über. Seitdem wuchs aber das bescheidene »weisse Rösslein« zu einem stattlichen »weissen Ross« empor. Es ist heute Eigenthum der Industrie-Baugesellschaft.

Official, im Jahre 1799 **Franzonie**, k. k. Reit-Officier, und im Jahre 1809 der Hutfabrikant **Joh. Hannak** und dessen Ehegattin **Josefa** an der Gewähr.

[1]) In älterer Zeit übte das **Bürgerspital** im Unteren Werd die ausschliessliche Grundgerichtsbarkeit gleichzeitig über die Judenstadt und über den anderen nichtjüdischen Theil des Unteren Werd aus. Im „**Bannbuche**" erscheint die erste Richterwahl für den Unteren Werd am 24. September 1624. Die Wahl fiel auf **Hanns Jelle**, welchem vier Geschworene beigegeben waren. Alle zwei Jahre wurde die Wahl gleichzeitig für den Unteren und Oberen Werd (Rossau) derart erneuert, dass abwechselnd das eine Mal dieselbe im Unteren und das andere Mal im Oberen Werd stattfand. Im Jahre 1654 wurden die Beisitzer um zwei vermehrt. Die Reihe der Richter in diesen Zeiträumen war folgende: 1624 Hanns Jelle, 1626 Sebastian Pieger, 1629 Niclas Pausswein, 1631 Sebastian Pieger, 1635 Simon Schmidt, 1638 derselbe, 1640 Wolf Manhart, 1641 Simon Schmidt, 1644 Andre Härtl, 1653 Mathias Soyer, 1654 Andre Härtl, 1661 Georg Polzerhandt und 1665 Lorenz Rampacher.

[2]) Der Hirsch deutet auf die »Jagdgerechtigkeit«, die seit ältesten Zeiten nur von den Landesfürsten ausgeübt werden durfte, und das »Kreuz« auf die früheren geistlichen »Territorial-Rechte«, welche durch die Hochherzigkeit der Landesfürsten einzelnen Stiften und Klöstern hier zu Theil wurden.

[3]) Nach dem Tode Friedrich Jungs ging das Haus an dessen Gattin Amalie über, die das Wirthsgeschäft einige Zeit fortführte, dann aber im Jahre 1829 an den Gutsbesitzer Peter Grafen Armis Petrovitz verkaufte. Erst im Jahre 1872 wurde es abgebrochen und in das Hôtel »Zum goldenen Lamm« verbaut. Die Abbildung des zweistöckigen alten Hauses aus der Zeit von 1790—1810 befindet sich sub Figur 23 auf Seite 63 und in seiner späteren Gestalt (um zwei Stock erhöht) sub Figur 24 auf Seite 64.

Das Haus „Zum goldenen Pfau" Nr. 322 (neu 10)

war gleichfalls schon im vorigen Jahrhundert ein Einkehrhaus und wurde im Jahre 1825 von Franz Schuh neu erbaut, ging im Jahre 1829 an Magdalena Schuh und im Jahre 1838 an Susanna Schuh über. Der heutige Besitzer ist Josef Wimmer.

Das Haus „Zur weissen Rose" Nr. 323 (neu 12)

ist gleichfalls ein altes Einkehrhaus und steht den drei früher genannten an Alter nicht nach. Die letzten Privatbesitzer dieses Hauses waren im Jahre 1829 Franz Richard und später Johann Schröder, daher es auch in neuerer Zeit »Hôtel Schröder« genannt wird Gegenwärtig ist es den Barmherzigen Brüdern zugehörig, welche das Haus verpachtet haben.

Das Haus Nr. 324 (neu 14)

ist ein Zinshaus der Barmherzigen Brüder und wurde erst im Jahre 1831 in seine heutige Gestalt aufgebaut.

Kirche und Kloster der Barmherzigen Brüder.

Die Ordensgeschichte der **Barmherzigen Brüder** reicht bis in das dritte Decennium des XVI. Jahrhunderts zurück. Der Orden wurde bereits im Jahre 1534 von **Johann de Deo** gestiftet und nach den Regeln des **heiligen Augustin** eingerichtet, wie die Ritter von **St. Johann** selbe in ihrem Spital zu Jerusalem auszuüben pflegten[1]).

Im Jahre 1608 tauchte der Orden der »Barmherzigen Brüder« zum ersten Male in Oesterreich auf, doch ging der Ruf seiner Gemeinnützigkeit ihm voran. Fürst Liechtenstein berief die Ordensbrüder im Jahre 1608 auf sein Schloss nach Feldsberg, wo er sie gastlich aufnahm und sie zugleich dem Kaiser Rudolf aufs beste empfahl. Der Kaiser nahm sich auch wirklich ihrer an und sorgte für sie wie ein Vater. Da aber Rudolf schon nach vier Jahren (1612) starb, so betrachtete der kaiserliche Bruder und Thronfolger Mathias die weitere Sorge um diesen Orden als ein theures Vermächtniss und glaubte das Andenken an seinen Bruder nicht besser ehren zu können, als wenn er das gegebene Wort: »Kloster und Kirche für diesen Orden zu gründen«, auch wirklich so bald als möglich einlösen würde. Der landesfürstliche Commissär **Georg Freiherr von Teufel** und **Peter Andreas von Erstenberg** wurden sonach beauftragt, ein passendes Haus im **Unteren Werd** zur Unterkunft der Ordensmönche zu suchen. Die Wahl fiel im Jahre 1614 auf das Haus des **Wolf Sinich** in der Taborstrasse.

Hof und Hausgarten waren so umfangreich, dass ein grosser Theil der Seitenfront in die Schmelzgasse sich erstreckte, also hinlänglich Raum zur Unterbringung der Brüder und zur Erbauung einer Kirche darbot. Das Haus wurde den Ordenspriestern am 11. September 1615 feierlichst zum Gebrauche und Umbaue übergeben.

Aber auch in diesem Kaiser starb ihnen alsbald der Schätzer und Schützer (am 20. März 1619) hinweg, und sie mussten sich nun wegen Ausführung ihres frommen Werkes an einen neuen

---

[1]) **Johann de Deo**, im Jahre 1495 in Portugal in dem Städtchen Monte Maggiore geboren, der Sohn des Andreas Citta und der vornehmen Antonia Martini, zeichnete sich durch Frömmigkeit und Wohlthätigkeit aus; seine aufopfernde Mildthätigkeit kam zur Kenntniss des römischen Vaters, und mit Hilfe der hohen Geistlichkeit gelang es ihm, im Jahre 1534 den **„Orden der Barmherzigkeit"** oder, wie man später zu sagen pflegte, den **„Orden der Barmherzigen Brüder"** zu gründen. Er starb den 8. März 1550. — Pater **Maternus Perla**, ebenfalls Priester dieses Ordens, schrieb im Jahre 1756 die Lebensgeschichte des Stifters dieses Ordens und liess das Buch im Jahre 1757 in Wien bei **Leopold Gehlen** im Drucke erscheinen.

Wohlthäter, an den Nachfolger des verstorbenen Kaisers, an Ferdinand II., wenden, der sie als gottbegeisterter, glaubensfrommer Regent ebenfalls in Schutz nahm und aufs eifrigste unterstützte, um ihnen eine dem edlen Zwecke würdige Heimstätte gründen und aufbauen zu helfen. Im Jahre 1622 wurde mit dem Baue von Kirche und Kloster begonnen und im Jahre 1652 das Ganze vollendet.

Nun konnten sich die frommen Brüder den milden Werken der Barmherzigkeit ungestört mit ganzer Liebe widmen. Doch währte dies stille Glück nicht lange, denn schon nach drei Jahren, an einem Sonntage, am 21. Mai 1655, gegen Mitternacht, brach im oberen Stockwerke Feuer aus, welches so rasch um sich griff, dass Spital und Kirche sammt dem Thurm von den Flammen ergriffen und zu Asche verzehrt wurden. Nicht schnell genug konnte man die Kranken noch rechtzeitig in Sicherheit bringen; aber nicht so glücklich war man mit den Urkunden, Schriften und Büchern, die fast alle sammt dem Klosterarchive ein Raub der Flammen wurden.

Kaiser Ferdinand III. brachte, im Vereine mit mehreren Cavalieren, so viele Gelder auf, dass schon im Jahre 1656 Kirche und Kloster, wie aus der Erde gezaubert, wieder neu im vollen Glanze da standen und Graf Breunner erstere am 12. Juni 1656 einweihte. Mit doppeltem Eifer übten nun die frommen Mönche die wichtigen Pflichten ihres Berufes aus. Zahlreicher als je strömten jetzt die Nothleidenden und Hilflosen herbei. Schon im Jahre 1675 wurden die Räume viel zu enge, um die grosse Menge der Armen und Siechen zu fassen. Es musste ernstlich auf Erweiterung des Spitales gedacht werden. Zu diesem Zwecke wurden am 25. August 1676 noch mehrere angrenzende Gartenplätze dazu angekauft. Schon am 31. August 1676 wurde der Grundstein zum heutigen Spital gelegt, das alte frühere Spital zur gegenwärtigen Apotheke verwendet, über die schon bestehenden Gebäude noch ein zweites Stockwerk aufgesetzt und Alles schon im selben Jahre vollendet.

Aber kaum hatten sich die frommen Brüder von den herben Schicksalsschlägen allmälig erholt, so traf sie neues Unglück; die Türken näherten sich nun zum zweiten Male den Mauern Wiens und obgleich sie diesmal ihre Angriffe auf die Südseite der Stadt, gegen das Kärnthner- und Burgthor, richteten, so fielen sie doch auch in der Leopoldstadt ein, um, von der Wasserseite aus, den Wienern die Lebensmittel abzuschneiden. Die Türken hausten jetzt mit Vorliebe in der wohlgedeckten Taborstrasse und machten hier die Kirche zu einem Pferdestalle, indem sie in derselben einen Theil ihrer schweren Reiterei unterbrachten. Auch von den Klosterräumen nahmen sie Besitz und würden die Mönche unbarmherzig mit ihren Handscharen niedergemetzelt haben, hätten letztere nicht schon beim Annähern des Feindes die Flucht ergriffen. Es gelang ihnen auch, noch rechtzeitig die Stadt zu erreichen und bemühten sie sich, hier die Werke der Barmherzigkeit auszuüben, verwundeten Soldaten und Bürgern Beistand zu leisten und überhaupt Kranke zu warten und zu pflegen. Die Geschichte dieser Tage erzählt uns, dass sie nicht müssig waren, ja gerade hier eben recht auf ihrem Platze standen und dass einige von ihnen sich besonders auszeichneten, daher die Namen dieser Braven in der Stadtgeschichte genannt werden.[1]).

Nach der Vertreibung der Türken kehrten die Brüder am 14. September 1683 wieder in ihr Kloster zurück, und alle edlen Bürger der Leopoldstadt drängten sich an sie heran und wetteiferten jetzt, um ihnen Hilfe zu schaffen und für so viele Aufopferung enkenntlich zu sein. Noch im selben Jahre liessen die Bürger aus ihren eigenen Mitteln statt des von den

[1]) Aus den Tagen der Türkengefahr 1683 finden sich in den Acten des Stadt-Magistrates besonders jene Mönche des Ordens verzeichnet, die sich mit fast mehr als übermenschlichen Kräften den Pflichten ihres Berufes hingaben. Diese Mönche sind: der Ordensprior Pater Josef à St. Cruce, Dominicus Mathias Ernestus, Medardus Walricus und Emanuel Maxentius.

Türken abgeworfenen Thurmes rückwärts ein kleines Thürmchen und vorne einen grossen Thurm erbauen und gaben demselben einen schönen prachtvollen kupfernen Helm, der damals als ein Wunder der Kupferschmiedarbeit gepriesen wurde; der Hof-Glockengiesser Johann Kipp schenkte der Kirche zwei schöne Glocken und im Jahre 1689 sogar eine grosse, zwölf Centner schwere, zu der Kaiser Leopold I. das Metall von mehreren eroberten türkischen »Stücken« (Kanonen) beisteuerte. Kirche, Kloster und Spital wurden einer gründlichen Renovirung unterzogen, der heutige prächtige Thurm erhöht, mit einer Uhr versehen und im Jahre 1697 noch mit einer 18 Centner schweren Glocke behangen und alle Spuren früherer Verwüstung auf das sorgfältigste beseitigt. Auch äussere Verzierungen wurden angebracht, die noch heute bestehen, so z. B. wurde über das Frontispice des Spitales die Statue der »Muttergottes« gestellt, über den Fenstern das Wort: *„Caritas"* gesetzt und rechts und links des Haupteinganges zwei grosse Steinfiguren in den Nischen angebracht, wovon die eine rechts den Stifter des Ordens und links die heilige Elisabeth darstellt.

Ein Bild ist uns erhalten geblieben, das uns ***sub Figur 41*** die sämmtlichen Baulichkeiten dieses Ordens in der Taborstrasse aus jener Zeit in anmuthigster Weise zur Anschauung bringt[1]). Das Kloster ist in einem Vierecke gebaut und hat statt des Hofes einen kleinen Hausgarten. Zu ebener Erde, u. zw. an der Gassenfront rechts, befindet sich auf der einen Seite die »Apotheke«, über deren Eingang man das Wort *„Restauravit 1803"* liest, die zweite Seite zur Kirche links nimmt die Arbeitszimmer ein, die dritte bildet das *„Refectorium"*, in welchem die Brüder täglich um 1 Uhr Mittags sich versammeln und ihre Mahlzeit geniessen. Ober der Uhr liest man die etwas weltlichen Verse in ziemlich verblasstem Style:

„Brüder seht, der Zeiger rückt
Jeden Augenblick voran;
Der sich in die Zeiten schickt,
Ist fürwahr ein weiser Mann;
Laßt uns klugheitsvoll genießen,
Was uns unf're Tafel beut,
Denn auch unf're Stunden fließen
In das Meer der Ewigkeit."

Die vierte umfasst die Krankenzimmer, wo sich auch eine vortreffliche, reichhaltige, fachmännische Bibliothek befindet, in welcher die besten medicinisch-chirurgischen Werke sowie auch die wichtigsten Bücher über Chemie, Physik und Botanik vorhanden sind. Der Klostergang ist mit interessanten Bildern geschmückt, welche verschiedene Kloster-Ansichten dieses Ordens im Auslande und in den Erbländern enthalten. Einen Ehrenplatz aber nimmt hier das Bild des ersten Ordensgenerals **Gabriel Ferrara** ein. Unter dem Bilde befindet sich folgende interessante Aufschrift: *„F. Gabriel Ferrara commis Generalis primus qui ordinem in Germania propagavit Ferdinando II. Rom: imper: charissimus, necnon in arte chyrurgicae Excellentissimus"*.

Die heutige Kirche ist hoch und licht, den Hauptaltar ziert ein schönes etwas abgedämpftes Bild des heiligen Johannes des Täufers in Manier Martin Altomontes; an der Epistelseite befindet sich die prächtige Ordens-Capelle. Der Fussboden ist mit 600 weissen und rothen

[1]) Das Bild, von Salomon Kleiner gezeichnet und in Kupfer gestochen, 33 cm. breit und 19·7 cm. hoch, aus dem Jahre 1724—1730, zeigt uns die ganze Frontreihe des Klosters und der Kirche mit allen zu jener Zeit bereits vorgenommenen Verschönerungen. Die Kirche ist im sogenannten »Jesuiten-Style« gebaut, der Thurm ebenmässig und schön gegliedert, für die damalige Zeit von unendlicher Formenreinheit. Das Portal ist reich mit Figuren geschmückt, besonders jene in den drei Nischen sind von edler Schönheit, so dass sie noch heute gesehen und bewundert zu werden verdienen. Die kahlen einfachen Fensterrahmen entsprechen dem Geschmacke damaliger Zeit. Das Crucifix mit Maria, aus Stein mit der Jahreszahl 1770, in einen Felsenblock eingefügt, das noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts inmitte der Strasse aufgestellt war, wurde im Jahre 1802 beseitigt und beim Eingange des Spitales angebracht, wo es sich noch heute befindet.

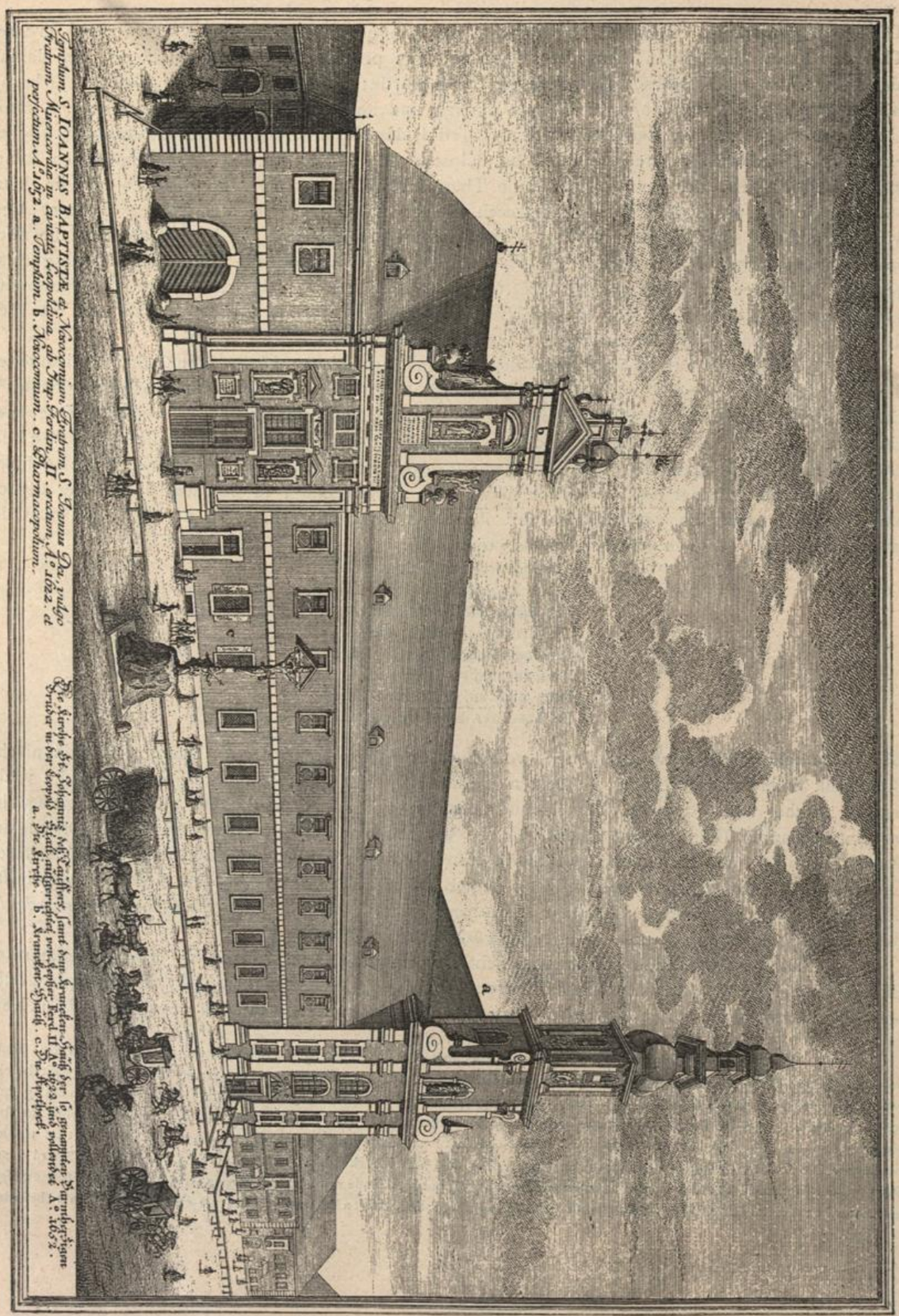

Fig. 41.

Kirche und Kloster der Barmherzigen Brüder, (1724—1730.)

Marmorsteinen im Jahre 1717 gepflastert worden. Die übrigen Altarbilder, und zwar rechts am sogenannten Kreuzaltar und links am Dreifaltigkeitsaltar, sind ohne jede künstlerische Bedeutung.

Das Haus „Zum goldenen Ochsen" Nr. 326 (neu 18)

gehört ebenfalls zu den uralten Einkehrhäusern dieser Strasse, und wir finden es schon im Jahre 1684 an dieser Stelle. Es führte damals das Wirthshausschild „Zum gulden Ochsen", von dem auch das Haus seinen Namen hat. Dasselbe behielt seine alte Gestalt bis zum Jahre 1847 unverändert bei, und wir sehen es sub Figur 2 (Seite 14) abgebildet. Das grosse breite Einfahrtsthor (zu dem man von der Schmelzgasse gelangte), die beiden thurmartigen, stark vortretenden Eckrondellen zu beiden Seiten der Hauptfront, die niedrigen Fenster mit schweren Eisengittern zu ebener Erde und ober dem Einfahrtsthore, sowie auch das hohe Spitzdach, sie alle lassen den Geschmack und die Bauweise des XVII. Jahrhunderts nicht verkennen. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts finden wir die alte reiche Wiener Bürgerfamilie **Zorn** im grundbücherlichen Besitze, die zugleich auch das Wirthsgeschäft ausübte. Im Jahre 1829 war **Johann Zorn** an der Gewähr; sein Vater **Josef Zorn** hatte ein so bedeutendes Vermögen, dass er die damalige Herrschaft „Jägerzeile" im Jahre 1764 von den niederösterreichischen Ständen ankaufte[1]).

Bis zum Jahre 1684 wurde die an das Wirthshaus anstossende Seitengasse nach dem dortigen Schilde „Die Ochsengasse" genannt, auch kommt schon der Ausdruck „Bei der Schmelz" oder „Schmelzgasse" vor, weil schon im Jahre 1684 eine grosse »Unschlittschmelze« sich hier befand. Das Haus, wo das Schmelzen des Unschlitts vorgenommen wurde, ist mit dem heutigen Hause Nr. 453 (neu Schmelzgasse Nr. 9 oder grosse Mohrengasse Nr. 26) identisch und ist gegenwärtig Eigenthum des J. P. Fritsch. Im Jahre 1839 wurde das alte Ochsenhaus von Rosalia Klier angekauft und im Jahre 1847 niedergerissen und an dessen Stelle das grossartige »Hôtel National« erbaut, wie wir es ***sub Figur 42*** im Bilde sehen[2]).

Als historische Merkwürdigkeit sei auch noch erwähnt, dass an der Stelle dieses Hauses zur Zeit der Regierung Rudolf II. (1576—1612) eine bürgerliche Schiessstätte stand[3]).

Das Haus „Zum goldenen Brunnen" Nr. 327 (neu 20)

gehört zu den ältesten Einkehrhäusern dieser Strasse. Das Bild sub Figur 2 (Seite 14) aus dem Jahre 1725 zeigt uns das einstöckige Gebäude in seiner uralten vermorschten Gestalt, die es eigent-

---

[1]) Die Gemeinde „Jägerzeile" bildete ehemals eine eigene »Grundherrschaft« für sich und wurde im Jahre 1750 mit mehreren Vicedomischen Realitäten an die niederösterreichischen Stände verkauft. Im Jahre 1764 ging diese Grundherrschaft an **Josef Zorn** und im Jahre 1797 an die **Edlen von Segenthal** durch Kauf über; in letzter Zeit brachte sie der Wiener Magistrat an sich.

[2]) Das Bild aus dem Jahre 1847 zeigt uns in der Mitte das imposante Hôtel, welches mit seiner Seitenfront sich bis tief in die Schmelzgasse erstreckt, rechts das Hirschenhaus und links das Gasthaus »Zum goldenen Brunnen« und im Vordergrunde die Karmeliterkirche. Die nachweisbar ältesten Eigenthümer dieses althistorischen Einkehrhauses waren 1664 Josef Zorn, 1740 Johann Zorn senior, 1829 Johann Zorn junior, 1839 Rosalia Klier, und die gegenwärtigen Eigenthümer sind Michael Mayer nebst einigen Miteigenthümern. Das neue Hôtel machte seinerzeit grosses Aufsehen, weil es das erste Haus war, auf dessen Dachplateau schöne Gartenanlagen mit Bäumen sich befanden, die sich aber später nicht bewährten und wieder entfernt werden mussten.

[3]) Nach den noch vorhandenen Urkunden war **am 4. Juni 1574 dieser Platz von der Stadt Wien an Mathias Pfab, Sr. kais. Majestät Diener und Bürger zu Wien, um zwei Pfund Pfennige überlassen worden und ist von diesem an Thomas Riedl, Fischkäufler, im Jahre 1604 an den Fischkäufler Max Schönperger, im Jahre 1607 an den Fleischhauer Hanns Kieser und so fort** von einem Privaten zum anderen, theils durch Kauf, theils durch Erbschaft, übergegangen.

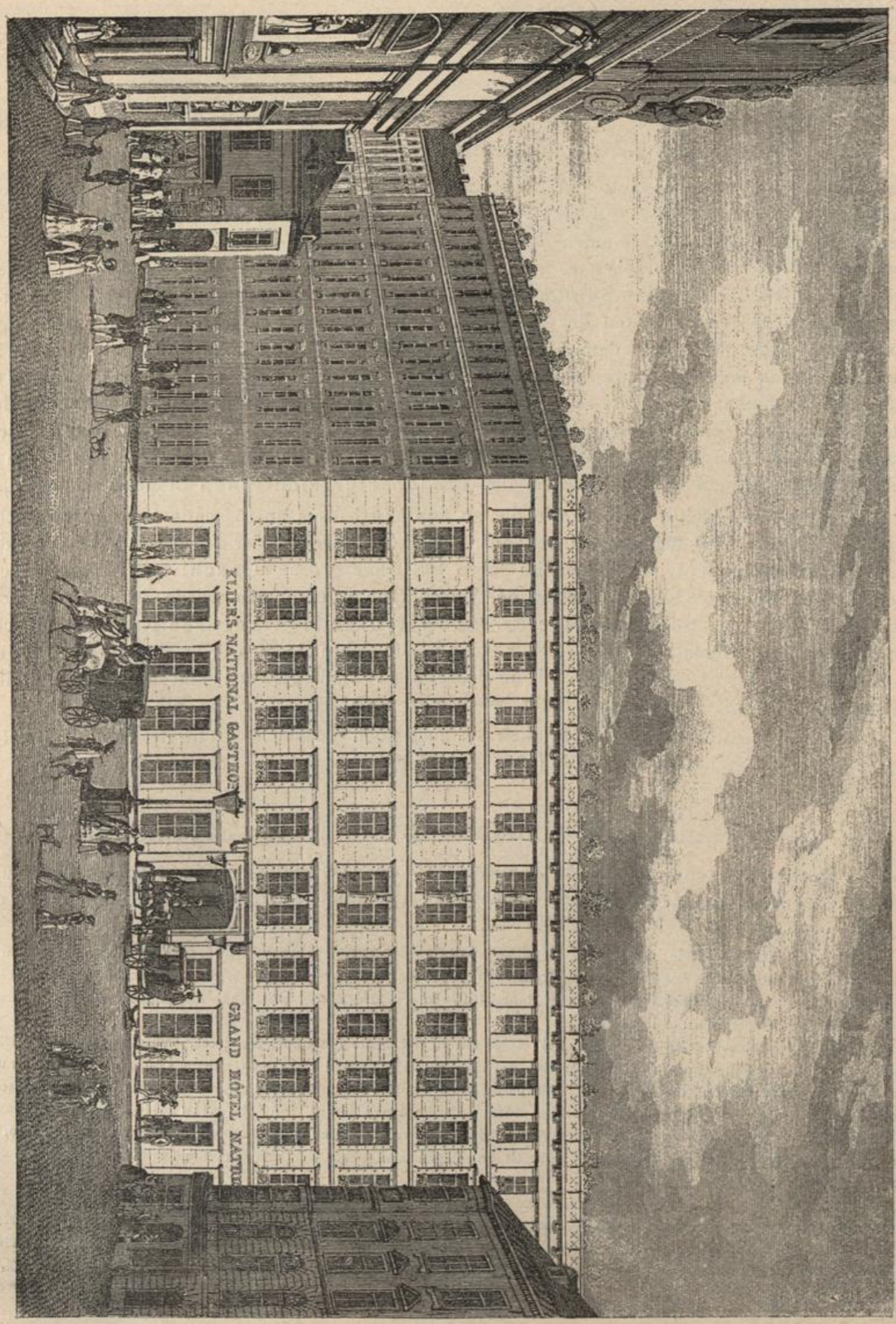

Fig. 42. Das »Hôtel National« (1847.)

lich noch heute unverändert beibehielt. Noch immer erheben sich die schweren massiven Mauern bis zur Höhe des ersten Stockwerkes, das hohe Spitzdach war bis vor Kurzem mit Schindeln gedeckt, und noch heute führen die weiten Einfahrtsthore in einen mächtig weiten Hof, der erst kürzlich durch einen Quertract in zwei Theile getheilt wurde. Aber eben so alt als das Gemäuer ist auch das Geschlecht, welches seit mehr als 100 Jahren hier ununterbrochen haust. Es ist dies die Familie des Leopoldstädter Gemeinderathes und Vorsteher-Stellvertreters Josef Mumb, des jetzigen Besitzers, dessen Grosseltern bereits das Wirthsgeschäft führten[1]).

Das Haus „Zum goldenen Adler" Nr. 328 (neu 22)

war ehemals Bürgerspital-Grund und ging als beliebtes Einkehrhaus zu Ende der Zwanzigerjahre in den Besitz von Privaten über. Frau Theresia Katzmayer und deren Gatte, gleichfalls Namensträger eines uralten Leopoldstädter Bürgergeschlechtes, kamen im Jahre 1838 an die Gewähr. Der gegenwärtige Eigenthümer ist Josef Schaller.

Das Johann Battista Lampi'sche Haus „Zum schwarzen Bären" Nr. 331 (neu 26)

ist eines der ältesten Häuser der Leopoldstadt und aus mehr als einem Grunde historisch merkwürdig. Es wurde kurz nach dem zweiten Türkenkriege (1683), also in jener aufstrebenden Epoche gebaut, wo der Sinn für Formschönheit, der Sinn für Bedeutendes und Luxuriöses plötzlich wieder in der Architektur erwachte und die grossen Herren hinreichend Gelegenheit fanden, ihrer Prachtliebe durch reiche Kolossalbauten Genüge zu leisten. Ein Originalbild ***sub Figur 43*** aus dem vorigen Jahrhundert zeigt uns jenes merkwürdige Haus, das erst im Jahre 1883, also nach vollen zwei Jahrhunderten, wieder vom Schauplatze verdrängt wurde. Sein eigenthümlicher Baustyl, seine etwas sonderbaren alterthümlichen Verschnörkelungen und Verzierungen dürften allen Wienern noch recht gut in Erinnerung geblieben sein[2]).

Aber ein ganz besonderes kunsthistorisches Interesse gewinnt dieses Haus durch den Umstand, dass dessen Besitzer niemand geringerer war als der berühmte Johann Battista Lampi, einer der bedeutendsten Maler und zugleich grössten Portraitisten seiner Zeit. Hier im ersten Stockwerke hatte er sein Atelier, hier schuf er seine grössten historischen Werke: «Die Flucht der Vestalinnen«, »Maria Himmelfahrt«, »Amor und Psyche«, hier entwarf er die Cartons zu fast allen seinen bedeutenderen Werken, hier sass ihm auch Franz Graf Saurau und Rudolf Graf Czernin Portrait, deren Bildnisse bekanntlich zu den gelungensten seiner Arbeiten gehören. Aber auch auf einem anderen Gebiete (welches von der Kunst abseits liegt) war er hier thätig; er sammelte nämlich ausser kostbaren altitalienischen Gemälden und Sculpturen auch Münzen und brachte es bis auf 7000 Stück, darunter viele kostbare und seltene

[1]) Jacob Mumb nahm einige Reparaturen an diesem Hause vor, so z. B. verschwand unter ihm im Jahre 1829 das uralte mächtige »Vordach« ober dem Eingange des Kaufmannsladens, das wir bereits in Fig. 2, Seite 14, gewahren, und die grossen schweren Gitter vor den Fenstern des ersten Stockwerkes, die wir gleichfalls noch im Bilde sehen. Im Jahre 1839 ging der Besitz des Hauses auf Rosalia Mumb über.

[2]) Das Bild, von Salomon Kleiner gezeichnet und in Kupfer gestochen, 33 cm. breit und 19 cm. hoch, aus der Zeit von 1720—1730, bringt uns das alte »Bärenhaus« zur Anschauung. Der massive Unterbau, die zwischen den Fensterwandungen bis ans Gesims aufstrebenden Wandsäulen, die mit Arabesken schön verzierten Fenster-Einrahmungen geben dem Ganzen ein reiches Ansehen. Der übergrosse »Bärenkopf« unter dem massiven Steinbalcon dürfte auf den Namen des Hauses anspielen. Auch die reiche Staffage des Bildes ist interessant und deutet auf den grossen Verkehr, der damals in dieser Strasse allenthalben herrschte.

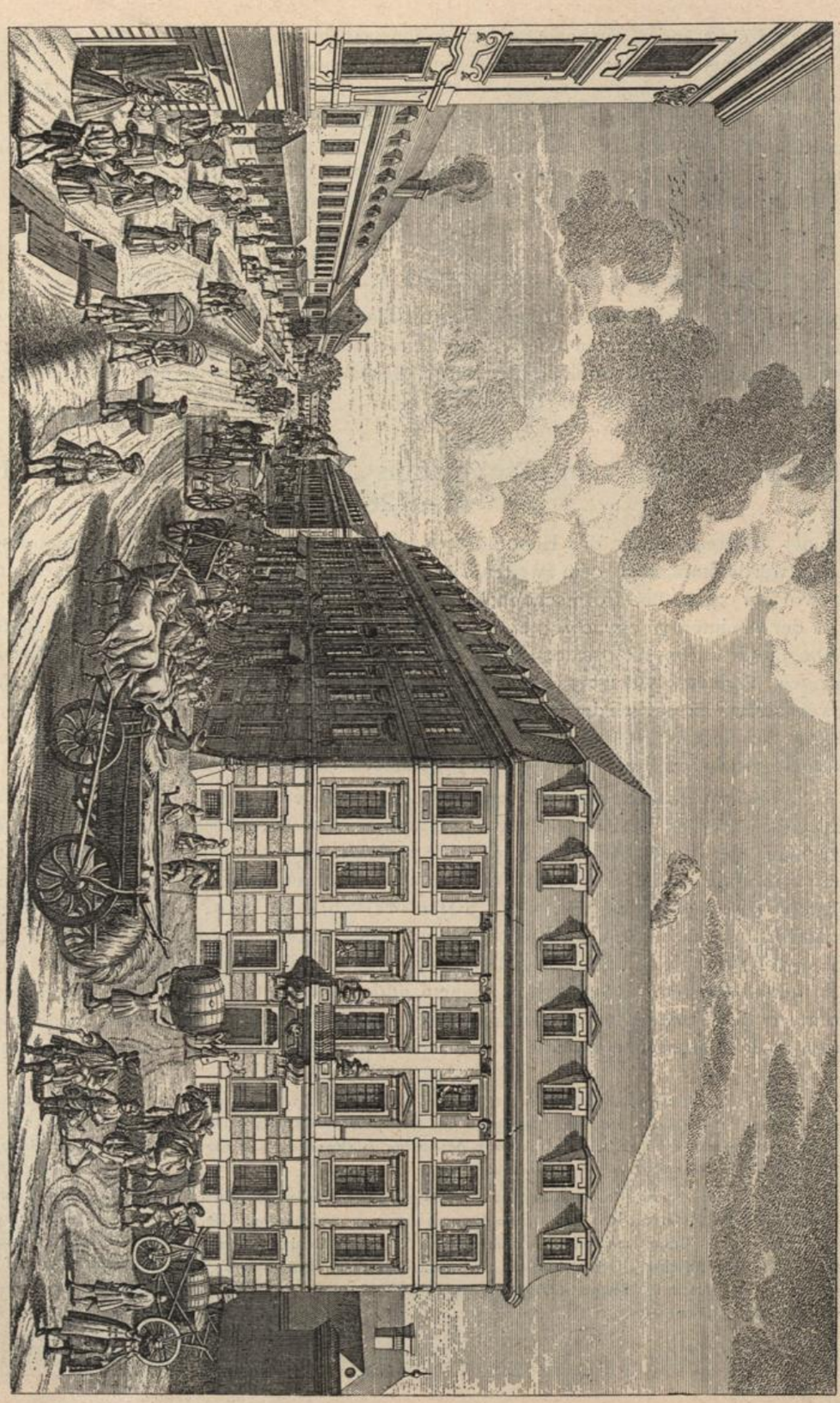

Fig. 43. Das alte Bärenhaus.

Medaillen, die er für seine Freunde und Bekannten (wie in einem Kunstcabinet geordnet) ausgestellt hielt. Hier ereilte ihn auch, wie einen kriegsmuthigen Feldherrn inmitten auf dem Schlachtfelde, am 11. Februar 1830 der Tod.

Lampi war den Wienern aus den Zwanzigerjahren eine wohlbekannte und beliebte Persönlichkeit, daher ich ihm einige Zeilen der Erinnerung widme.

Johann Battista Lampi

war am 31. December 1751 in Romeno in Tirol geboren, und genoss den ersten Malerunterricht bei seinem Vater. Aber der 17jährige, feurige, hochstrebende Jüngling sah bald ein, dass, um in der Kunst weiter zu schreiten, er eines gründlicheren Unterrichtes bedürfe. Er wendete sich daher 1768 nach Salzburg an den damals schon berühmten und besten Schüler, des grossen Kunstdoctrinärs und Malers Mengs, Namens Unterberger. Dies war für seine ganze künstlerische Laufbahn entscheidend, denn die grossen Principien Mengs gingen von seinem Schüler auf die weiteren Schüler über, und in allen späteren Werken Lampi's ist der belebende Einfluss der Mengs'schen Doctrinen nicht zu verkennen. Mengs' Kunstwissenschaft lässt sich nämlich in den einen Satz zusammenfassen: Ein Gemälde (soll es ein wirkliches Kunstwerk sein) darf gegen das »Schöne«, »Wahre« und »Gute« nicht verstossen, d. h. mit anderen Worten die Schönheit eines Bildes (in Farbe und Composition) darf nie auf Kosten der Wahrheit bestechen oder vordringlich werden. Eine zu übermässige Idealisirung eines Gegenstandes, wenn sie einmal von der Natürlichkeit, von der Wahrheit sich entfernt, schadet dem Kunstwerke mehr, als sie nützt; so wie sich anderseits nie ein Gegenstand, wenn er noch so wahr dargestellt, aber nicht von seiner schöneren, von seiner poetischeren Seite aufgefasst wird (trotz der gemeinen Deutlichkeit der Dinge), zu einem vollendeten Kunstwerke erheben kann. Endlich darf auch das »Gute« im Bilde nie vermisst werden, d. h. alle Bestandtheile des Bildes müssen vollständig übereinstimmen, einen harmonischen Einklang, ein künstlerisches Ganze bilden. Farbe, Beleuchtung, Zeichnung und Composition müssen übereinstimmen. Und diese heilige Trias finden wir nun in Lampi's sämmtlichen Werken überall wieder deutlich zum Ausdrucke gebracht. Seine historischen Bilder und noch mehr seine Portraits (auf letztere er sich in späterer Zeit besonders verlegte) sind schön, wahr und gut; »schön« durch die Kunst des Details, »wahr« durch die frappirende Schärfe der Charakteristik und »gut« durch den übereinstimmenden Zusammenhang aller ihrer Theile. Nach zweijährigem Unterrichte bei Unterberger ging Lampi 1771 nach Verona, wo er sich das Studium der alten guten Meister angelegen sein liess. Die dortige Akademie ernannte ihn zu ihrem Mitgliede. Nach drei Jahren begab er sich nach Trient, wo er sich ansässig machte und viele Bestellungen für Kirchen und Private erhielt. Bald wählte er sich das Portraitfach zu seinem ausschliesslichen Studium und erhielt zahlreiche Aufträge von hohen Personen, die seinen Ruf schnell begründeten. Im Jahre 1783 kam er endlich nach Wien, gerade zu einer Zeit, als Kaiser Josef II. (am 25. August 1783) den Freiherrn von Sperges (seinen persönlichen Gönner) zum Präsidenten der Akademie ernannte. Dieser Umstand kam ihm zugute, denn durch den mächtigen Einfluss Sperges gelang es ihm, nicht blos in allen Kunstkreisen günstige Aufnahme zu finden, die Meisterwerke sich zum Studium zugänglicher zu machen, sondern auch zum Professor und Rath der Akademie ernannt zu werden. Sperges machte Lampi mit dem Kaiser bekannt, und das Glück wollte, dass Letzterer an dem bescheidenen und umsichtsvollen Benehmen des Künstlers Gefallen fand. Lampi erhielt vom Kaiser den schmeichelhaften Auftrag, ihn in vier Sitzungen portraitiren zu dürfen. Das Bild stellte den damals 42jährigen Josef in ganzer Figur lebensgross im Toison-Ordensgewande dar. Der Künstler setzte hier seine ganze Kraft ein, und es gelang ihm auch, ein Meisterwerk

zu schaffen, das allein ihm den Ruhm sicherte, für alle Zeiten als einer der bedeutendsten Portraitmaler seines Jahrhunderts zu gelten. Das Bild wurde zum Geschenke für die Bildergalerie der Akademie bestimmt, und noch heute prangt es in einem der Säle als Schmuck dieser Anstalt und als eines der anerkannt besten Portraits dieses unvergesslichen Monarchen. Die Portraitähnlichkeit ist hier wahrhaft frappirend. Es scheint die ganze Seele des Kaisers dem Bilde mit allem Aufgebote künstlerischen Scharfsinnes eingehaucht zu sein. Der milde Blick, das sanfte Lächeln des Mundes, der geistreiche, seelenvolle Gesichtsausdruck, die ungezwungene, aber feste Haltung zeigen einen bedeutenden Menschen; aber auch das künstlerische Beiwerk, die Gluth der Farbe, die Details der Gewandung, die Ausschmückung des decorativen Theiles, die discrete Behandlung der Lichteffecte, dies alles macht das Bild zu einem Meisterwerke. Mit diesem Portrait war der künstlerische Ruf Lampi's am Wiener Boden wie mit einem Schlage begründet. Fast täglich mehrten sich jetzt die Aufträge. Das Portrait des Fürsten Kaunitz (ebenfalls lebensgross und im Gewande des Toison-Ordens), Sperges als Präses der Akademie (Kniestück) und das Portrait des Bildhauers Anton Canova waren die nächsten Früchte seiner Arbeit. Die beiden ersten Bilder befinden sich noch heute in der Maler-Akademie, letzteres in der Gemälde-Galerie des Fürsten Liechtenstein. Noch heute wäre die Besichtigung dieser Bilder Jedermann aufs wärmste zu empfehlen, und es würde der Genuss die geringe Mühe gewiss reichlich lohnen.

Im Jahre 1787 berief König Stanislaus August von Polen ihn persönlich nach Warschau und 1791 Kaiserin Katharina I. nach St. Petersburg, um sich und sämmtliche Familienmitglieder portraitiren zu lassen. Reich an Geld und Ruhm kehrte Lampi im Jahre 1798 nach Wien zurück, und noch im selben Jahre erhob ihn Kaiser Franz I. sammt seinen Nachkommen in den Ritterstand, und im Jahre 1799 ertheilte ihm der Wiener Magistrat das Ehrenbürgerrecht der Stadt. Im Jahre 1805 (zur Zeit der ersten fanzösischen Invasion) wurde ihm die ehrende Aufgabe zu Theil, als Hauptmann des akademischen Corps zur Erhaltung der kaiserlichen Kunstschätze in Wien Sorge zu tragen, um sie vor der Habgier Napoleons zu schützen, denn man wusste, Letzterer liebe es, sich mit Kunstschätzen zu schmücken, nicht aus Liebe zur Kunst, sondern, wie ein echter Emporkömmling, um seine eigene Person zu glorificiren; denn in Wirklichkeit waren ihm Kunst und Künstler ziemlich gleichgültig, sobald sie nicht seinen ehrgeizigen Zwecken dienten.

Im Jahre 1822 wurde Lampi mit Beibehalt seines Gehaltes pensionirt, ohne jedoch ganz der Kunst zu entsagen, und schenkte der Nachwelt selbst noch in letzterer Zeit einige seiner schätzbarsten Kunstwerke, so z. B. das Portrait des Kaisers Franz I. in Lebensgrösse, jene der Erzherzoginnen Maria Anna und Elisabeth. Nach seinem Tode erbten seine beiden Söhne Johann und Franz das nicht unbeträchtliche Vermögen; Ersterer auch das obige Haus in der Taborstrasse[1]).

Lampi konnte mit Befriedigung auf eine reiche Künstlerlaufbahn zurückblicken; seine Bilder waren gesucht und gut bezahlt, und mit ihm konnten sich nur wenige Künstler messen. Seine einfache, ungekünstelte Darstellungsweise, sein weicher milder Vortrag, die Correctheit der Zeichnung, hatten etwas eigenthümlich Fesselndes, etwas charakteristisch Reizendes, wodurch sich seine Bilder von allen anderen seiner Zeitgenossen vortheilhaft unterschieden.

---

[1]) Johann Battista Lampi junior war zu Trient am 5. März 1771 geboren und starb in Wien im obigen Hause 1837, er war gleichfalls tüchtiger Portraitist. Seine Bilder Freiherr v. Sonnenfels, Papst Pius VII., wie viele seiner Besten, hängen in der Kunstgalerie zu Mailand. Der jüngere Sohn Franz war ein trefflicher Schlachtenmaler, zu Klagenfurt im Jahre 1783 geboren. Er starb zu Warschau im Jahre 1852.

Lampi war ein ziemlich mittelgrosses hageres blasses Männchen, anspruchslos in seiner Erscheinung, bescheiden in seinen Anforderungen; sein langer Ueberrock, von dunkler, unbestimmter Farbe, war immer bis oben zugeknöpft; fast täglich promenirte er nach vollendetem Tagewerke über die Bastei, und die alten Wiener werden sich an seine Erscheinung, an seine etwas vorgebeugte Haltung, seinen hastigen Gang, sein etwas abgemessenes pedantisches Wesen erinnern, womit er die Spaziergänge, einen Schritt wie den anderen gleichmässig, wie ein Soldat im Marsche, zurückzulegen pflegte. Er sprach wenig und nur dann, wenn er musste, aber sein freundliches, wohlwollendes Lächeln machte ihm Jeden zum Freunde. Güte und Nachsicht war der Grundton seines Charakters. Die bescheidene Erscheinung des Meisters, die collegiale, herablassende und dennoch würdevolle Art, mit welcher er seinen Schülern entgegenkam, der milde Ton, in dem er mit ihnen sprach, die eindringliche Leichtigkeit, mit der er stets sein Wissen Anderen mitzutheilen vermochte, dies alles wirkte unwiderstehlich auf die Gemüther der jungen Leute. Mit unermüdlichem Eifer arbeitete er unverdrossen an seiner Ausbildung, an der Vollendung seiner eigenen Kunst. Als Mensch war er wohl gebrechlich und im Alter hinfällig und schwach, aber als Künstler blieb er immer jung, und sein Herz erglühte warm, wie in den sonnigen Tagen seiner Jugend, und unter dem schneeigen Haare versickerte nie die Kraft des Denkens, des Schaffens, des Beobachtens. Doch kehren wir zu unserem Gegenstande zurück.

Nach dem Aussterben der Lampi'schen Familie kam das obige Haus in andere Hände. Der gegenwärtige Besitzer ist Paul Pfob, der das Haus niederreissen und von Grund aus neu aufbauen liess. Das Haus in seiner jetzigen neuen Gestalt ist im Bilde ***sub Figur 44*** dargestellt[1]).

Das R. von Waldheim'sche Haus Nr. 367 (neu 52)

war einst, nebst einem schönen Garten (1824), Eigenthum des Anton Grafen Bathiany, später (1829) ging dasselbe durch Kauf in den Besitz der beiden Familien Rosalia Maller von Mallerstein und Johann von Hiller über, die eine grossartige »Florfabrik« hier etablirten. Im Jahre 1839 wurde dieses Gebäude mit dem Nachbarhause Nr. 368 (neu Grosse Stadtgutgasse 1) vereinigt und vom Architekten Ludwig Förster angekauft. Zur selben Zeit befand sich hier auch eine lithographische Anstalt und Buchdruckerei. Gegenwärtig ist R. von Waldheim der Alleinbesitzer, welcher diese beiden Häuser in eines verbauen liess und hier seine bekannte lithographische Kunst-Anstalt und Buchdruckerei gründete.

Das alte Mauthhaus Nr. 366 (neu 80)

bildete eine Ecke in die heutige Nordbahnstrasse und war mit dem kleinen Häuschen Nr. 365 verbunden, welches als Wohnung des Mauthners diente. Hier stand auch eine uralte **Haus-Capelle**, deren es damals mehrere in der Leopoldstadt gab[2]). Bemerkt sei noch, dass an dieser

---

[1]) Wir sehen in dem nach der Natur gezeichneten Bilde, dass das neue Haus dem Charakter und der Bauweise des früheren ziemlich ähnlich nachgebildet ist. Auch erinnert das Eisengitter am Balcone mit seinen beiden Bären an den althistorischen Namen dieses Hauses.

[2]) Die Privat- oder Haus-Capellen, welche in früherer Zeit in der Leopoldstadt bis zum Jahre 1783 bestanden, waren folgende: die **„Nepomuk-Capelle"** in der Taborstrasse Nr. 586 (neu 2) gegenüber der Schlag- (Ferdinands-) Brücke, berühmt durch ein kostbares Eisengitter; die **Capelle** im **Armenhause** des **Cardinals Grafen Collonitz**, die jedoch bei Verkauf der Häuser aufgelassen wurde; ferner die **„St. Wenzel-Capelle"** bei den gräflich **Czernin'schen** Gärten am Schüttel, welche nahezu hundert Jahre als Capelle und seit 1783 (bei Gelegenheit der Zerstückelung der Gärten) als Hufschmiede diente und erst im vorigen Jahre im Herbste (1883) als solche aufgelassen wurde; die alte **St. Lorenz-Capelle** im Arbeitshause; die **„Johann von Nepomuk-Capelle"** an der grossen Donau, die im Jahre 1769 von Maria Theresia gegründet und unter dem 26. November 1778 mit einem Stiftscapital von 7100 Gulden dotirt wurde, und endlich die **Brigitta-Capelle**, von der gleich im nächsten Capitel die Rede sein wird.

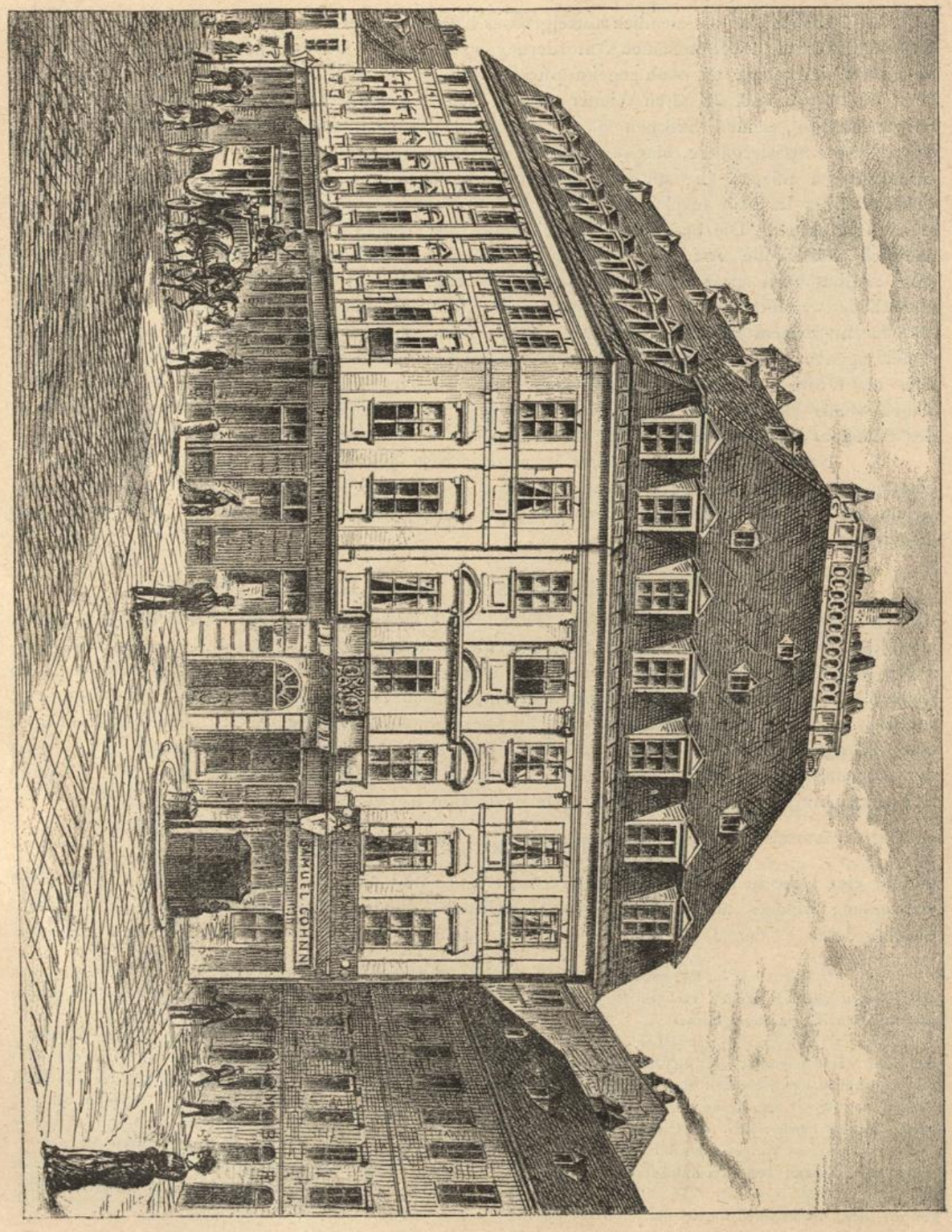

Fig. 44. Das neue Bärenhau.

Seite der Strasse noch in den Dreissigerjahren, und zwar von diesem Hause an bis hinab zu den früher genannten (also an der Häuserreihe von 52 bis 80) gar keine Gebäude standen, sondern hinter hohen Holzplanken sich grosse Küchen-, Blumen- und Ziergärten ausbreiteten, die den Gärtnern zu einem schwunghaften Handelsbetriebe dienten. — Von den Häusern auf der anderen Seite der Strasse verdienen besonders folgende genannt zu werden:

Das Haus „Zum schwarzen Adler" Nr. 316 (neu 11).

Es ist eines der ältesten Einkehrhäuser der Leopoldstadt, an welches sich manche geschichtlich interessante Erinnerungen knüpfen. So z. B. diente es im Jahre 1812 als geheimes Absteigequartier des berühmten Lord Walpole. Sein Aufenthalt in Wien musste auf das strengste den französischen Spionen verborgen bleiben, denn es handelte sich um nichts Geringeres, als um den geheimen Anschluss Oesterreichs an die nordische Allianz gegen Napoleon. Walpole war nämlich von Seite Englands als Unterhändler abgesandt, um diesen wichtigen Anschluss an Oesterreich zu Stande zu bringen und die nöthigen Dispositionen zu treffen. Der edle Lord hatte sich seines Auftrages glücklich entledigt, und so wurden denn in den bescheidenen Gemächern dieses Hauses, nächtlicher Weile, ohne dass irgend Jemand es ahnte, Verhandlungen gepflogen und zu Ende geführt, von denen das fernere Geschick Oesterreichs, ja Europas, abhing. Ebenso nahm auch der erste Gesandte von Tripolis (der über Venedig nach Wien kam) in diesem Gasthofe Absteigequartier, um die Unterhandlungen Carls VI. mit den Barbaresken, wegen Sicherung der österreichischen Flagge, zu pflegen.

Eines grossen Zulaufes erfreute sich dieser Gasthof auch zu jener Zeit, als (noch vor Erbauung des grossen Hetztheaters unter den Weissgärbern) ein sogenanntes „animalisches Spectakel" hier im grossen Hofe (dessen rückwärtiger Theil damals noch nicht ausgebaut war) durch mehrere Jahre abgehalten wurde. Hier war es auch, wo die wilden Thiere zum erstenmale mit Hunden gehetzt wurden, welche grausame Kampfart, trotz der bekannten Gemüthlichkeit der Wiener, noch lange beibehalten wurde. Mit der Errichtung des grossen „Hetzamphitheaters" am heutigen Kolonitzplatze, 1755 durch den Franzosen Defraine (beiläufig an der Stelle, wo heute die neue Pfarrkirche steht) hörte der »Schwarze Adler« auf, die Bühne dieses ebenso blutigen, als geschmacklosen Schauspieles zu sein.

Der 6. April 1811 gehört zu den denkwürdigsten Erinnerungs- und Schreckens-Tagen dieses Hauses. Im rückwärtigen Magazinsgebäude, welches damals in Mitte des Hofes stand, brach plötzlich Feuer aus, welches anfänglich bei heftigem Sturmwinde so gefährlich zu werden drohte, dass man des schnellen Umsichgreifens wegen für das Schicksal der ganzen Leopoldstadt fürchten zu müssen glaubte. Zum Glücke gelang es den energischen Anstrengungen der Löschanstalten, des verderblichen Elementes Herr zu werden. Auch diesmal erschien hier Kaiser Franz I. noch in der Mitternachtsstunde, um an dem Rettungswerke Theil zu nehmen. Zur selben Zeit stürzte ein im Baue begriffenes Haus in der Jägerzeile ein. Der Kaiser eilte daher von der Brandstätte sogleich dahin, um auch hier, gleich einem tröstenden Engel, den durch den Einsturz Verunglückten Hilfe zu schaffen[1]).

---

[1]) Der noch in den Vierzigerjahren ober dem Einfahrtsthore befindliche »Adler« war ein altehrwürdiges Meisterstück der einstigen Wiener Schlosserkunst. Er wog mehr als 1000 Pfund und war seiner äusserst künstlichen Arbeit wegen berühmt. Er konnte nur noch mit dem »Eisengitter« am Bassinplatze des oberen Belvederes seiner Schönheit und Zierlichkeit wegen verglichen werden. Das Haus gehörte 1824 der Frau Anna Nagel

Kirche und Kloster der Karmeliter in der Taborstrasse.

Hier, wie auf keinem anderen Platze dieser Vorstadt, steht das »alte Wien« so hart an das »neue« gerückt, dass man gleichsam die Gegenwart und Vergangenheit in einem Gesammtbilde zu schauen vermeint. Während ringsum sich moderne Gebäude erheben, steht noch immer die alte „Karmeliterkirche", wie im Traume versunken, an derselben Stelle und in derselben Gestalt, wie vor 250 Jahren zur Zeit ihres Aufbaues, unverändert und unerschüttert, ein Bild des »Bleibenden« im »Wechsel«. Auch diese Kirche hat ihre interessante Entstehungsgeschichte, die erzählt zu werden verdient.

Es war im Jahre 1623. Auch in Oesterreich drohten bereits die Wogen der Reformation die katholische Lehre zu erschüttern, und es schien, als wollte die Brandung jetzt den Damm einreissen, als wollte die lutherische Bibel und der Geist, der ihr entströmte, sich immer sieghafter erweisen und in ganz Oesterreich sich ausbreiten. Umsomehr war der glaubensstarke Ferdinand II. (»der Katholische«) entschlossen, energische Gegenwehr zu ergreifen. Klöster und Stifte schienen ihm die sichersten Bollwerke und die Jesuiten das zuverlässigste Gegengewicht, um der niedergetretenen Kirche Autorität zu verschaffen. Der Zufall wollte, dass gerade damals Pater Mathias à St. Francisco, der Ordensgeneral der Mönche vom Berge Karmel (nach dem man sie die „Karmeliter" nannte), in Wien anwesend war. Diese Gelegenheit benützte Ferdinand II., um die Karmeliter-Mönche bleibend an Wien zu fesseln und sie, so wie den Ordensgeneral, zu seinen Zwecken zu benützen. Er sorgte dafür, dass sich die frommen Brüder im Unteren Werd Kirche und Klöster erbauten. Rasch wurden noch im selben Jahre zu diesem Zwecke die Häuser der Witwe Henkle und des Bernhard Maurer angekauft und den Ordensmönchen als kaiserliches Geschenk überlassen. Da aber der zugemessene Raum für Kirche und Kloster nicht zureichte, so wurden auch die Nachbarhäuser des Daniel Moser und des Simon Schmied mit zwei Weingärten angekauft, den Ordensbrüdern gewidmet und ihnen zugleich durch einen Stifts- und Freiheitsbrief die Befreiung von allen Steuern und Lasten zugesichert[1]). Auch schenkte der Kaiser diesem Orden den „Tabor" mit allen Einkünften und Gefällen. Die frommen Väter schienen ob dieser Freigebigkeit fast beschämt und weigerten sich beinahe, diese kostbaren Geschenke anzunehmen. Aber Ferdinand II. antwortete ihnen mit einem trefflichen Wortspiele. Er schrieb: „Bedenket gut, was ihr thut, meine lieben Väter; ihr werdet nicht immer einen „zweiten" Ferdinand haben".

Rasch ging der Bau der Kirche vorwärts. Obgleich nur niedrig und klein, war er schon am 15. August 1624 vollendet und vom Nuntius Carl Caraffa Fürst von Bocella eingeweiht. Zwei Jahre später wurde auf Kosten des Fürsten Hartmann von Liechtenstein die Kirche vergrössert und erhöht; zugleich stiftete Fürst Udalrich von Eggenberg das Exercitienhaus und legte den Grundstein zu demselben. Aber nicht so rasch ging der Klosterbau vor sich; erst am 24. September 1627 fand die feierliche Grundsteinlegung in Gegenwart Ferdinand II., seiner Gemahlin Eleonora, der Erzherzoge Ferdinand (nachmaliger Ferdinand III.) und Carl und der Erzherzoginnen Maria Anna und Cäcilia statt. Endlich, im Jahre 1639, waren die Gebäude der Karmeliter vollkommen zu Stande gebracht. Die Kirche, das Kloster und Exercitienhaus nebst einem geräumigen Garten bildeten von der Sperlgasse aus, bis an das alte Judenviertel, ein prächtiges Ganze.

---

und später ihrem Gatten, dem Leopoldstädter Bürger Georg Nagel, im Jahre 1839 dem Lorenz Pieringer, im Jahre 1845 dem Georg Bux und dann der Frau Anna Bux; der gegenwärtige Besitzer ist Herr Mühlsteiner.

[1]) Der »Freiheitsbrief« vom 16. August 1623 erklärt, dass die Mönche von dem Kaiser Ferdinand II. und der Kaiserin Eleonore in der Vorstadt Wiens nahe am Tabor, aufgenommen seien und lautet weiter wie folgt: **Höchstdieselben haben ihnen die erkauften Häuser und Gründe bis zu den Mauern der Judenstadt geschenkt, ihnen das Almosensammeln erlaubt, die Freiheit zu predigen, das Beichthören, die Ausspendung des heiligen Abendmahls und der Taufe zugestanden und sie von allen Steuern, Auflagen und Mauthabgaben befreiet.**

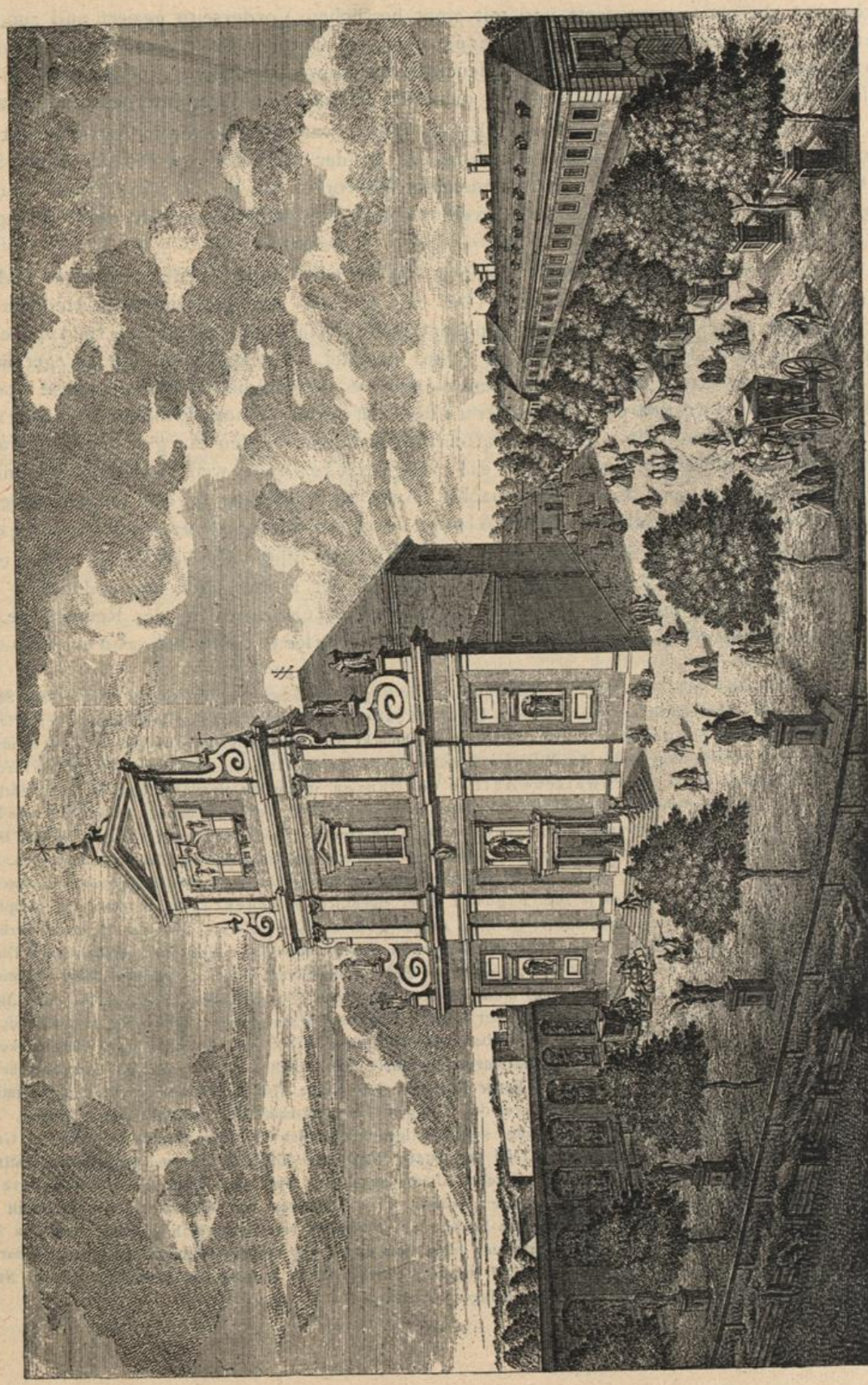

Fig. 45. Kirche und Kloster der Karmeliter aus dem Jahre 1724—1730.

Die Kirche war abermals vergrössert und mit einer herrlichen Vorderseite geziert und zur Ehre der heiligen Maria und der heiligen Theresia am 15. October 1639 vom Wiener Bischof Philipp Friedrich Grafen von Brenner neuerdings eingeweiht worden. Eine Ansicht aus dem vorigen Jahrhunderte ***sub Figur 45*** zeigt uns diese Kirche mit allen ihren interessanten Details[1]).

Während des zweiten Türkenkrieges (1683) war das Kloster in Asche gelegt und die Kirche als Pferdestall benützt. Die frommen Brüder flüchteten am 13. Juli in die Stadt ins Kloster der Siebenbüchnerinnen, nachdem sie vorher am 9. Juli ihr Archiv und die Kirchenkostbarkeiten im fürstlich Dietrichstein'schen Hause in der Herrengasse in Sicherheit gebracht hatten.

Nach dem Abzuge der Türken wurde das Kloster rasch wieder aufgebaut und der geräumige Platz vor der Kirche im Jahre 1707 mit Statuen von verschiedenen Heiligen aus Sandstein geziert, schöne Baum-Alleen gepflanzt und im Jahre 1713 eine Dreifaltigkeitssäule aus Holz und 10 Jahre später aus Stein errichtet. Als später jedoch der geräumige Klostergarten in Bauplätze zertheilt werden musste, verlor die Kirche alle diese Statuen am Vorplatze; dieselben wurden pietätlos zu Grundsteinen für die neue Umfangsmauer des Klosters verwendet und die grossen schattenreichen Bäume in den Augarten übertragen. Erst in neuester Zeit beseitigte man die »Dreifaltigkeitssäule«, weil hier der Wochenmarkt eine Raumersparung dringend nothwendig machte. Auch im Innern der Kirche sorgten viele ansehnliche Adelsfamilien für Verschönerung der Altäre und für sonstige Ausschmückungen[2])

Die heutige Kirche hat einen Hochaltar mit dem Bilde der heiligen Theresia geziert, nicht ohne künstlerischen Werth, nur leider in der Farbe stark nachgedunkelt. Die übrigen sechs Bilder der hier aufgestellten sechs Seitenaltäre sind in der Reihenfolge von rechts nach links folgende: das Bild der heil. Dreifaltigkeit, der heil. Anna, des heil.

---

[1]) Das Bild, von Salomon Kleiner gezeichnet und in Kupfer gestochen, aus den Jahren 1724—1730, 33 cm. breit und 19·7 cm. hoch, versinnlicht uns die imposante Hauptfaçade der Kirche und den herrlichen Vorplatz, der mit Baum-Alleen und 12 Heiligenstatuen aus Sandstein geschmückt ist. Links zeigt sich die grosse Gartenmauer und im Rücken der Kirche das Klostergebäude. Am Wichtigsten erscheint uns in architektonischer Beziehung die »Hauptfront«. Sie zeigt deutlich den »stück-« oder »ruckweisen« Aufbau des Ganzen, indem die einzelnen Zubauten durch stark ausladende Gesimsvorsprünge unterbrochen und durch Säulenpaare kräftig betont sind. Ueber den unteren Säulen (die vom Fusse des Gebäudes bis zum ersten Gesimsvorsprunge aufsteigen) erhebt sich die Front pyramidenförmig und ist an den beiden Seitenflügeln mit Arabesken in »Schneckenform« geziert, die dem Baue einen eigenthümlichen Charakter aufprägen. Ober dem schmucklosen Hauptportale und zu beiden Seiten desselben sind Heiligenfiguren in Nischen angebracht, ebenso auch bei den beiden unteren «Dachschnecken« je zwei Figuren. Der eigentliche Kirchenthurm ist durch die Hauptfront versteckt und nur das oberste Kreuz des Thurmhelmes im Bilde sichtbar. Für die Leopoldstädter war die neue Pfarrkirche eine grosse Wohlthat, weil sie bis dahin in der Pfarre zu Eipeltau eingepfarrt waren. Aber die pfarrherrlichen Dienste wurden von den Karmelitern leider nur bis 1646 besorgt, denn mit **Ordinations-Decret** vom 31. December 1646 wurden den Curaten bei St. Stefan (in Folge der Pfarr-Eintheilung) diese Pflichten übertragen. Erst 24 Jahre später, als die alte **„Judenstadt"** aufgehoben und die Pfarrkirche zu **St. Leopold** in der jetzigen Pfarrgasse erbaut wurde, erhielt die Leopoldstadt eine eigene Pfarre; und nachdem im Jahre 1782 Josef II. die beschaulichen Klöster aufhob und die Stadt in 10 Pfarrbezirke eintheilte, erhob er die »Karmeliterkirche« zur **„Filialpfarre St. Josef"** und verlieh das Pfarramt an Weltgeistliche.

[2]) Der Altar der **„heiligen Maria vom Berge Karmel"** z. B. wurde 1702 auf Kosten des Fürsten **Maximilian von Liechtenstein** neu hergestellt und mit den Statuen der heiligen Verwandtschaft der Jungfrau Maria geziert. Der Künstler suchte hierbei an diesen Statuen die Gesichtszüge der damaligen Glieder des fürstlichen Hauses nachzubilden. Grosse Wohlthäter der Karmeliter waren auch die Grafen **Josef von Paar, Ferdinand Windischgrätz** und **Leopold von Halweil**, deren Wappen in der Kirche über den von ihnen errichteten Altären angebracht sind. Die Grafen Windischgrätz und Halweil haben sich sogar diese Kirche zur Ruhestätte gewählt. Frau **Walburga von Gelberg** (geborene **Vasin von Vaisenberg**) liess die Kirche mit Marmor pflastern; die Familie des **Freiherrn von Herberstein** gründete 1658 den Altar des heiligen »Albert« auf der Epistelseite, und im nächsten Jahre liess **Erzherzog Leopold Wilhelm** den Marmor-Altar mit dem Bilde des heiligen »Josef« errichten; im Jahre 1657 stiftete die Gräfin **Anna Eusebia von Harrach** (geborene **Freiin von Schwanberg**) auf der Evangelienseite den Altar der heiligen »Anna«.

Johann mit dem Kreuze, der Vermählung Mariens, dann des heil. Albert und endlich des heil. Simon vom Stock; merkwürdig bleibt es, dass in diesem schönen Gotteshause nur ein einziger Grabstein vorhanden ist, und zwar jener des Grafen **Leopold Ferdinand von Halweil** mit der Aufschrift:

†

Ferdinandus Leopoldus Sac. Rom. Imp. Comes ab Halzweil obIIt DIe. x. AVgVstI sVb ara. Ista tVMVLatVs. In paCe.

Dieser Grabstein wurde im Munde des Volkes allgemein der „**Halweil'sche Trauerstein**" genannt, weil sich an ihn ein äusserst tragisches Familien-Ereigniss knüpft, welches in Wien grosses Aufsehen erregte. Diese Begebenheit verdient erzählt zu werden[1]).

---

[1]) Die schon im Jahre 1640 stattgefundene Erhebung des Hauses **Braganza** auf den Thron Portugals wurde von Seite des kaiserlichen Hofes, seiner Verbindung mit jenem Spaniens wegen, erst im Jahre 1693 anerkannt. In diesem Jahre wurde in Wien der erste portugiesische Botschafter angenommen, es war der **Fürst Carl Joseph Procop von Ligne, Marquis d'Aronches,** dessen Einzug an Pracht Alles übertraf, was Oesterreichs Hauptstadt seit langer Zeit gesehen hatte. Sein hiesiger Aufenthalt war aber von kurzer Dauer und mit traurigen Umständen verbunden. — Der Fürst hatte nämlich gegen den jungen Grafen **Leopold Ferdinand von Halwyl** oder **Halweil** aus Eifersucht einen so grimmigen Hass gefasst, dass er ihn zu tödten beschloss. Er lockte den Grafen, der noch überdies sein täglicher Gast war, mit sich auf die Jagd ausser Purkersdorf, hinter Gablitz, gegen den Riederberg zu, und liess ihn dort im Dickicht unfern der Strasse vor seinen Augen am 10. August 1696 durch einen welschen Banditen erstechen. Zur schnellen Flucht des Mörders waren Pferde bereit. Eine hölzerne Pyramide mit der einfachen Inschrift: **10. August 1696 Graf Halweil,** bezeichnete die Stelle. Nach geschehener Greuelthat fuhr der Fürst ganz ruhig nach Wien zurück und beklagte sich in der Abendgesellschaft mit frecher Stirne gegen des Ermordeten Schwester, dass der Graf sich von ihm unvorsichtiger Weise in den tiefen Wald, der von jeher unsicher gewesen sei, entfernt habe. — Schon des anderen Tages scharrten Hunde die leicht mit Erde bedeckte Leiche des Grafen von Halweil zu Tage; leider war es nicht möglich, den Schuldbewe's gegen den Urheber der empörenden That zu erbringen. Das murrende Volk machte Miene, des Fürsten Wohnung anzugreifen. Sein Haus wurde zu seiner Sicherheit bewacht. Bald darauf verliess er Wien, zog heim und gab dort eine Rechtfertigungsschrift heraus. Von aller Welt gemieden und wahrscheinlich auch von seinem Gewissen getrieben, irrte er durch viele Jahre von Land zu Land umher, wobei sein ungeheures Vermögen nach und nach dahinschwand. Zuletzt fristete er sein Leben in Venedig durch den Handel mit Münzen und alterthümlichen Kunstsachen, worin er grosse Kenntnisse besass. Kurz vor seinem Ende ging er wie ein Bettler in durchlöchertem Hute und Mantel ohne Unterkleider umher und verschwand plötzlich. Man erzählte sich damals, ein Freund des ermordeten Grafen von Halweil, der dem Mörder lange nachgetrachtet, habe ihn zur Nachtzeit in den grossen Canal gestürzt.